

Ueber Heerespsychologie

Autor(en): **Kielholz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **74=94 (1928)**

Heft 5

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-7427>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Si nous avons donné ici un aperçu du programme établi par les Services compétents du Ministère Belge de la Défense Nationale, pour l'exhibition d'avions de chasse modernes, ce n'est pas seulement pour en extraire quelques considérations particulières, mais c'est aussi pour souligner l'importance que prend l'aviation de chasse dans toutes les armées, en Belgique, comme d'ailleurs dans d'autres pays. L'avion de chasse participera désormais, comme il le fit à la fin de la grande guerre, aux opérations terrestres. Comme le faisait remarquer l'auteur de la *Chronique Française de la Revue Militaire Suisse*, citée au début de cet article, « C'est curieux d'observer combien dans notre tempérament il entre toujours une part de timidité et de prudence à l'égard des nouveautés; *nous n'osons pas*; nous restons toujours le bourgeois timoré qui ne risque rien, obstinément attaché à ses traditions et à ses habitudes ».

Beaucoup, en Suisse, malgré l'exemple qui nous vient de partout, après avoir refusé de croire à l'utilité certaine des ailes au combat, doutent encore maintenant de leur efficacité et se complaisent dans d'anciennes doctrines. Fort heureusement, notre dernier règlement du Service en Campagne établit nettement les possibilités de l'aviation de guerre, et en expose les principes. Puissent les sceptiques à cet égard s'inspirer de ses conclusions!

Par ces chapitres du « Service en Campagne » nous sommes dès maintenant, comme les autres armées, dotés d'une première doctrine en matière d'aéronautique. Espérons donc que les éléments matériels et financiers d'une part, et le bon vouloir des Chambres Fédérales d'autre part, ne nous feront point défaut pour son application rationnelle.

En terminant, nous rappellerons un entrefilet paru dernièrement dans la presse quotidienne, dépêche d'agence datée de Rome le 23 mars 1928, dont voici le contenu; *Pour les Ailes Italiennes*: « Le prince Pietro di Scalea, Président de l'Aéro Club Royal d'Italie, a remis la somme de neuf millions de liras à S. E. Mussolini, Président du Conseil des Ministres. Cette somme représente le produit de la collecte nationale organisée en faveur des Ailes d'Italie. Il manque encore certaines sommes recueillies dans plusieurs provinces. Ces sommes serviront à construire des avions militaires ».

L'armée italienne et son aéronautique, — exemple pris sur tant d'autres — dont les progrès sont constants, en appellent au peuple par l'entremise de l'aéro club national pour alimenter ses réserves. Nous voyons là une démonstration précise de la popularité que prend toujours davantage, chez nos voisins, la navigation aérienne.

Ueber Heerespsychologie.

Von San.-Hauptm. *Kielholz*, Königsfelden.

Nach einem Vortrag, gehalten in der Brugger Offiziersgesellschaft
am 26. März 1928.

Der Weltkrieg, von dessen Folgen sich die ganze Menschheit in materieller Hinsicht bis heute noch nicht erholt hat und noch lange

nicht erholen wird, hat auch in ideeller Beziehung tiefgehende Aenderungen erzeugt, gewisse Anschauungen und Ueberzeugungen in Mißkredit gebracht und dafür andere Gebiete des menschlichen Denkens in den Vordergrund des Interesses gerückt und gefördert. Zu diesen Gebieten gehört unzweifelhaft auch die Psychologie, die Wissenschaft von der menschlichen Seele. Es sind nicht am wenigsten gerade die Erfahrungen des Krieges selber, welche überall bewiesen haben, daß nicht in erster Linie die technischen Errungenschaften der Neuzeit, die doch eine so gewaltige Rolle spielten bei der Bewaffnung und Heeresführung, sondern die seelische Verfassung der Führer und der Truppen letzten Endes den Ausschlag gaben in dem gewaltigen Ringen, also jene sog. Imponderabilien, die man nicht zählen, messen und wägen kann; diese Erfahrungen sind es, welche die Aufmerksamkeit aller auf eine psychologische Betrachtungsweise auch militärischer Ereignisse und Erlebnisse gelenkt haben.

Ein Werk des deutschen Generals von Freytag-Loringhoven: „Die Psyche der Heere“, das einen geschichtlichen Ueberblick gibt über die seelische Verfassung von Heeren und Heerführern vom Altertum bis zur Gegenwart; dann Publikationen des Basler Chirurgen Vischer, der besonders in seiner Broschüre über die Stacheldrahtkrankheit wertvolle Einblicke in das psychische Verhalten gewisser Gruppen der modernen Kriegsteilnehmer lieferte, haben mir neben meinen Studien als Psychiater und den persönlichen Erfahrungen als Militärarzt vor allem Handhaben und Stoff geliefert zu den nachfolgenden Ausführungen über Heerespsychologie.

Ein jedes Heer, sei es, daß wir die primitivern Verhältnisse der Altertums in Betracht ziehen oder uns mit den komplizierten Organisationen der Neuzeit beschäftigen, besteht aus der *Masse* der Soldaten und aus den *Führern*. Dementsprechend müssen wir auch das seelische Verhalten des Heeres vor allem von zwei Gesichtspunkten aus ins Auge fassen, und einerseits in das Wesen der Massenpsychologie und andererseits in das der Führerpsychologie einzudringen suchen.

Besonders ein französischer Forscher, *Le Bon*, hat das erste Gebiet, das seelische Verhalten der Masse, eingehender studiert und mit welscher Klarheit und Eleganz darzustellen versucht.

Die Massenseele bildet nicht etwa bloß eine Summation der seelischen Verfassungen der Einzelpersönlichkeiten, welche sie zusammensetzen, sondern stellt etwas Neues dar, gerade so wie eine chemische Verbindung neue und andere Eigenschaften aufweist, als die einzelnen Elemente, aus denen sie sich zusammensetzt.

So steht zum Beispiel das Niveau der Intelligenz einer Masse, setze sie sich nun aus Gelehrten oder aus Handlangern zusammen, *unter* dem des Durchschnittes der Einzelintelligenzen; das Verantwortlichkeitsgefühl des Einzelnen erscheint in der Masse geschwächt oder fällt ganz weg, die Masse wird viel mehr als die Individuen, welche sie zusammensetzen, von Trieben und Gefühlen bewegt, und diese sind viel größeren

Schwankungen unterworfen, sodaß einerseits die Neigung zu heldenhafter Aufopferung, anderseits zu verbrecherischen Impulsen vorherrscht. Die Handlungen der Masse geschehen instinktiv, reflexartig, vom Unterbewußten aus, sie werden nicht durch vernünftige Ueberlegungen, sondern durch bildhafte, starke, gefühlsbetonte Eindrücke erzeugt. Die Suggestion, d. h. die Annahme von Motiven nicht durch verständige Ueberlegung, sondern durch eine Art seelischer Ansteckung spielt dabei eine große Rolle. Der bekannte Zürcher Psychiater *Bleuler* hat wieder speziell die Wichtigkeit der Suggestion bei der Massenbildung hervorgehoben; er schreibt: „Dem imposanten Eindruck einer großen, einheitlichen Menschenmenge wird kaum jemand widerstehen können. Die Begeisterung für die Armee wäre gewiß eine bedeutend geringere, wenn man immer nur einzelne Soldaten zu sehen bekäme, und der Schwur eines einzelnen kann höchstens durch besondere begleitende Umstände etwas Feierliches erhalten, während der Schwur der 14,000 Bürger an der Landsgemeinde in Appenzell-Außerrhoden an sich eines der ergreifendsten Schauspiele ist, die auf den Menschen einwirken.“ *Bleuler* betont die elementare Macht der Suggestion in der Masse zum Guten und zum Bösen, die Schwächung der Kritik, das Gefühl der Macht und Unwiderstehlichkeit, den Wegfall aller ethischen und intellektuellen Hemmungen, die Ausschaltung des Verantwortlichkeitsgefühls, die viel tieferstehende Moral der Massen, die man schon in kleinern Kommissionen angedeutet sehen könne; für größere gelte das alte Sprichwort: „Senatores boni viri, senatus autem mala bestia.“

Wenn wir diese seelischen Eigenschaften der Masse zusammenhalten, so fällt uns die Aehnlichkeit mit der Psychologie des Kindes und des wilden, des primitiven Menschen auf. Auch bei diesen ist die Intelligenz, die vernünftige Ueberlegung wenig entwickelt, fehlt das Verantwortlichkeitsgefühl noch ganz oder doch in hohem Maße, überwiegt das unbewußte Trieb- und Gefühlsleben und weist Schwankungen und Antriebe bald zu edlen, bald zu verwerflichen Betätigungen auf, und ist schließlich die Suggestion ein mächtiger Faktor.

Es findet, mit andern Worten, in der Massenseele eine Rückkehr auf die Stufe des Kindes oder des Wilden statt; der Einzelne verliert, in der Masse untertauchend, die Eigenschaften, die er sich in der persönlichen und kulturellen Entwicklung am spätesten erworben hat, also die Fähigkeit zum logischen Denken und von der Vernunft geleiteten Handeln, die höhern sittlichen Antriebe und Hemmungen.

Wir dürfen nicht etwa jede Ansammlung von Menschen als Masse bezeichnen. Eine Masse entsteht aus einer bloßen Menge durch einen starken Eindruck, der die Gefühle beeinflußt und in einer bestimmten Richtung lenkt. So werden Passanten auf der Straße durch einen Unglücksfall, der sich in ihrer Mitte ereignet, sofort zu einer Masse mit den typischen Erscheinungen der Massenseele, wie wir sie oben skizziert haben. Diese Erscheinungen treten in Kraft „sobald ein gemeinsames Wollen, ein gemeinsames Ziel eine Ansammlung von Men-

schen einigt und zur Masse wandelt, sei es nun bei einem Verein, an einem Fest, in einem Theater, an einer Volksversammlung, in einem Parlament, sei es in einer Kirche, bei einer Sekte, sei es beim Heer. Natürlich unterscheiden sich die Aeußerungen der Massenseele je nach dem Ziel und der Form und nach der Beständigkeit dieser genannten Vereinigungen; aber bei allen sind doch die hervorgehobenen Tendenzen der Rückkehr auf primitivere seelische Organisationsstufen stets nachzuweisen.

Es ist auch wohl verständlich, daß die *Rasse* auf das Verhalten der Massenseele einen großen Einfluß hat. Schon auf dem kleinen Gebiet unseres Vaterlandes können wir dergleichen Unterschiede beobachten. In einer Versammlung von Welschen wird es im allgemeinen hitziger und lebhafter zugehen als bei uns Deutschschweizern; die meisten wissen aus Erfahrung, daß die Basler auch in ihren Massen andere Eigenschaften zeigen, als z. B. die Berner oder die Zürcher. Noch viel größer sind die Unterschiede, wenn wir die Landesgrenzen überschreiten und die Massenseele der romanischen Völker mit derjenigen der germanischen oder slavischen oder gar der Orientalen vergleichen. Denken sie an den imposanten Verlauf des englischen Generalstreiks vor zwei Jahren, während welchem kein einziger Schuß fiel und die beiden Parteien sich an gewissen Orten ihre Mußzeit mit gegenseitigem Fußballspiel vertrieben, und halten Sie daneben als Gegenbeispiel einen Empfang Mussolinis in Genua oder Rom als Bild einer südlichen explosivern Massenpsyche! Die Massenseele des Japaners wird uns in ihren Aeußerungen neben diesen beiden Exempeln, die wir doch begreifen und nachfühlen können, ganz fremd und unverständlich anmuten, wie schon die Gefühls- und Gedankenwelt des einzelnen Japaners.

Diese Rassenunterschiede der Massen gehen so tief, daß die Kritik von Le Bon's Massenpsychologie daraus gewichtige Waffen geschmiedet hat. *Friedrich Wieser*, der Verfasser des Werkes „über das Gesetz der Macht“, ein optimistischer Gegenfüßler zu Spengler, erinnert daran, daß schon Cäsar das Volk der Gallier, an dem Le Bon seine Studien machte, als „*novarum rerum cupidum*“ beschrieb, und behauptet, daß die festgeführte, in sich beruhigte Masse nicht beweglich, sondern im Gegenteil konservativ sei. Die Lehren Le Bon's stützen sich, sagt er, auf die Beobachtung krankhaft erregter Massen; den ruhigen, die fest in der Hand ihrer Führer stehen, wende sie keine Aufmerksamkeit zu. Wieser bestreitet auch die Existenz einer überindividuellen Massenseele; er will die Leichtgläubigkeit der Masse nicht im vollen Sinne gelten lassen, ebensowenig das Hervortreten des Triebhaften. Er bezweifelt ferner, daß das Individuum für sich nicht unter dem Einfluß der Masse stehe. Wenn wir daran denken, wie stark auch der einzelne beständig unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung, der Mode, der Presse, der Reklame usw. steht, werden wir diesen Zweifel als berechtigt anerkennen.

Wenn wir das Vorherrschen des Triebhaften und Unbewußten als ein Hauptcharakteristikum der Massenpsychologie hervorgehoben

haben, werden wir uns nicht wundern, daß *Freud*, der geniale Erforscher des Unbewußten, wertvolle neue Erkenntnisse in dieses Gebiet hineingetragen hat. Er hat vor allem den bei *Le Bon* etwas zu kurz gekommenen Anteil des *Führers* stärker betont und zum Vergleich und bessern Verständnis nicht nur die Verhältnisse bei den Wilden mit ihren Häuptlingen herbeigezogen, sondern ist noch weiter zurückgegangen in der Entwicklungsgeschichte bis ins Tierreich hinunter. Wir alle haben bei den Tieren schon massenpsychologische Vorgänge beobachtet. Ich erinnere sie an eine wandernde Schafherde mit ihren Leithammeln, an eine Versammlung von Störchen oder von andern Wandervögeln, die vor ihrer Abreise einen Truppenzusammenzug veranstalten, wobei ganz sicher die Gesamtheit von einem gemeinsamen Instinkt weitgehend bestimmt wird. *Freud* verweist in seinen Untersuchungen vor allem auf die Horde, die sich von der Herde dadurch unterscheidet, daß sie unter der Führung eines alten, starken Männchens steht, das sich durch seine Kraft und Erfahrung den Gehorsam aller Mitglieder erzwingt. Aus der Einstellung zu diesem, die sich gewissermaßen durch die Generationen von Jahrtausenden vererbt hat und immer wieder neu ererbt wurde, erklärt der Forscher die Eigenschaften der Nachahmung, des blinden Gehorsams, das Zwangshafte und Unheimliche in der menschlichen Massenseele, jene Macht der Suggestion, die uns an die Hypnose erinnert. Gewiß haben schon viele von ihnen einer jener hypnotischen Schaustellungen beigewohnt, wo ein geschickter Hypnotiseur nicht nur einzelne Personen aus der Zuschauermenge, sondern dieser selbst die faszinierende Macht seiner Persönlichkeit aufgezwungen hat, sodaß sie die Vorgänge auf der Schaubühne mit einem Gemisch von Staunen und heimlichem Grauen verfolgte und miterlebte.

Es ist gewiß kein Zufall, daß die meisten sog. Wunderheilungen von den ältesten Berichten der Bibel an bis auf den heutigen Tag — man denke an *Coué* — sich in der Gegenwart einer Masse abgewickelt haben. Der Wundertäter benutzt eben bewußt oder unbewußt die hochgespannte Erwartung und den Glauben der Masse, also affektive, in der Massenpsyche freigewordene und gesteigerte Kräfte, um auf den einzelnen, bei ihm Heilung Suchenden suggestiven Einfluß zu gewinnen.

Freud hat auch in einleuchtender Weise gezeigt, daß die Massenbildung und -bindung auf Triebkräften beruht, die letzten Endes erotischer Natur sind. In jedem Menschen existieren neben den Neigungen, die ihn zum andern Geschlecht hinziehen, auch solche zum eigenen Geschlecht. In den hochorganisierten Massen des Heeres vor allem, wie in derjenigen der Kirche, die sich vorwiegend auf diese rein männlichen Bindungen aufbauen, ist für das Weib kein Platz; es stört und wird daher ausgeschaltet. Bei den römischen Legionen durfte der Soldat nicht heiraten. Ich brauche Sie nicht auf die Bestimmungen hinzuweisen, die auch in unserm Milizheer dieser Tendenz Ausdruck geben. Sie alle werden mir bei unvoreingenommener Betrachtung zugeben,

daß in der soldatischen Kameradschaft diese Neigung sich auswirkt; ebenso in der Bewunderung für den Führer, in der Faszination durch seine männliche, überragende Persönlichkeit.

Die Massenpsychologie ist nicht etwa erst eine Errungenschaft der modernen Zeit. Schon die Alten, besonders die scharfsinnigen Griechen, haben auf diesem Gebiete Beobachtungen gemacht, die uns durch ihre treffliche Symbolik in Erstaunen setzen müssen. Das versammelte Volk, schreibt J. Burckhardt in seiner griechischen Kulturgeschichte (I S. 239) wurde wie ein lebendes Wesen betrachtet und gedieh sogar zu einer Idealgestalt in den Händen der bildenden Kunst. Weniger respektvoll freilich gingen die Komiker mit ihm um, und bei Plato ist es einmal das große Tier, dessen Launen und Leidenschaften zu studieren für Staatsweisheit gilt. Höflicher nennt er es in der Apologie ein großes und edles Roß, das nur vor lauter Größe etwas träge ist und des Sporns bedarf.

Man mag von diesem Gesichtspunkt aus ermessen, wie wichtig es ist, daß der Offizier sein Pferd bemeistern kann, womit er instinktiv seine wichtigsten Führeigenschaften erwirbt.

Eine alte, wenn gleich erst bei Plutarch aufbewahrte Charakteristik schildert das versammelte Volk als leicht beweglich zum Zorn, leicht umwendbar zum Mitleid, es will lieber scharf argwöhnen, als ruhig sich belehren lassen; so wie es gerne unberühmten und demütigen Leuten hilft, so zieht es scherzhafte und mit Lachen vorgebrachte Reden vor; es freut sich derer, die es loben, und zürnt doch denen, die seiner spotten, keineswegs; es ist furchtbar seinen Regenten und menschenfreundlich selbst gegen seine Feinde.

Wenn wir nun zur Psychologie des *Heerführers* übergehen, so wollen wir den Weg vorwiegend theoretischer Ableitungen, den wir bisher bei der Lehre vom Seelenleben der Massen beschritten haben, verlassen und uns, im Geschwindschritt durch die Weltgeschichte eilend, die Genies der Kriegsführung auf ihre Führeigenschaften hin betrachten.

Von *Alexander dem Großen* erfahren wir, daß er auf seine Heere durch sein persönliches Beispiel in der Schlacht, in allen Entbehrungen der Feldzüge einwirkte, daß er für gute Stimmung bei den Truppen durch Beurlaubungen, durch Ueberlassung erbeuteter Schätze sorgte, daß er ferner — wenigstens im Anfang seiner Laufbahn — auch außerhalb der Kämpfe als Vorbild der Sittenstrenge die Disziplin seiner Truppen beeinflusste.

Hannibal wurde vom Offizierskorps zum Anführer gewählt. Er wird als großer Menschenkenner geschildert wie alle wahrhaft bedeutenden Feldherrn. Er ließ von den getroffenen Maßregeln, von den Mitteln und Zielen des Krieges die Soldaten soviel erfahren, daß auch der Gemeine den klaren Blick und die sichere Hand des Führers ahnte.

Von *Cäsars* Wirkung auf die Armee hat uns der berühmte Geschichtsschreiber Mommsen ein anschauliches Bild entworfen, aus dem wir folgende Züge hervorheben: Die Kunst, den kriegerischen Wettstreit

und den Korpsgeist anzufachen, sodaß die Bevorzugung einzelner Soldaten und Abteilungen selbst den Zurückstehenden als die notwendige Hierarchie der Tapferkeit erschien, übte er mit unerreichter Meisterschaft. Der Tapferkeit gleich stand der Gehorsam. Der Soldat wurde angehalten, das Befohlene zu tun, ohne nach Ursache und Absicht zu fragen, manche zwecklose Strapaze wurde ihm einzig als Uebung in der schweren Kunst der blinden Folgsamkeit auferlegt. Die Disziplin war streng, aber nicht peinlich; unnachsichtlich wurde sie gehandhabt, wenn der Soldat vor dem Feinde stand; zu andern Zeiten, vor allem nach dem Siege, wurden die Zügel nachgelassen und, wenn es dem sonst brauchbaren Soldaten dann beliebte, sich zu parfümieren oder mit eleganten Waffen und andern Dingen sich zu putzen, ja sogar wenn er Brutalitäten und Unrechtfertigkeiten selbst bedenklicher Art sich zu Schulden kommen ließ und nur nicht zunächst die militärischen Verhältnisse dadurch berührt wurden, so ging die Narreteidung wie das Verbrechen ihm hin, und die diesfälligen Klagen des Provinzialen fanden bei dem Feldherrn ein taubes Ohr. Meuterei dagegen ward, nicht bloß den Anstiftern, sondern selbst dem Korps, niemals verziehen. Aber der rechte Soldat soll nicht bloß überhaupt tüchtig, tapfer und gehorsam, sondern er soll dies alles willig, ja freiwillig sein; und nur genialen Naturen ist es gegeben, durch Beispiel und durch Hoffnung und vor allem durch das Bewußtsein, zweckmäßig gebraucht zu werden, die beseelte Maschine, die sie regieren, zum freudigen Dienen zu bestimmen. Wie der Offizier, um von seinen Soldaten Tapferkeit zu verlangen, selbst mit ihnen der Gefahr ins Auge gesehen haben muß, so hatte Cäsar auch als Feldherr Gelegenheit gehabt, das Schwert zu ziehen und dann gleich dem Besten es gebraucht; an Tätigkeit aber und an Strapazen mutete er stets sich selbst weit mehr zu als den Soldaten. Cäsar sorgte dafür, daß an den Sieg, der zunächst freilich dem Feldherrn Gewinn bringt, doch auch für den Soldaten persönliche Hoffnungen sich knüpften. Es versteht sich, daß materielle Prämien nicht fehlten, sowohl besondere für hervorragende Waffentaten, wie allgemeine für jeden tüchtigen Soldaten; daß die Offiziere dotiert, die Soldaten beschenkt und für den Triumph die verschwenderischsten Gaben in Aussicht gestellt wurden. Aber vor allem verstand es Cäsar, als wahrer Heermeister in jedem einzelnen großen oder kleinen Triebrod des mächtigen Instrumentes das Gefühl zweckmäßiger Verwendung zu erwecken. Der gewöhnliche Mensch ist zum Dienen bestimmt und sträubt sich nicht, Werkzeug zu sein, wenn er fühlt, daß ein Meister ihn lenkt. Allgegenwärtig und jederzeit ruhte der Adlerblick des Feldherrn auf dem ganzen Heer, mit unparteiischer Gerechtigkeit belohnend und bestrafend und der Tätigkeit eines jeden die zum besten aller dienenden Wege weisend, so daß auch mit des Geringsten Schweiß und Blut nicht experimentiert oder gespielt, darum aber auch, wo es nötig war, unbedingte Hingebung bis in den Tod gefordert ward. Ohne dem einzelnen in das gesamte Triebwerk den Einblick zu gestatten, ließ Cäsar ihn doch genug von dem po-

litischen und militärischen Zusammenlauf der Dinge ahnen, um als Staatsmann und Feldherrn von den Soldaten erkannt, auch wohl idealisiert zu werden. Durchaus behandelte er die Soldaten nicht als seinesgleichen, aber als Männer, welche Wahrheit zu fordern berechtigt und zu ertragen fähig waren und die den Versprechungen und Versicherungen des Feldherrn Glauben zu schenken hatten, ohne Prellerei zu vermuten oder auf Gerüchte zu horchen; als langjährige Kameraden in Krieg und Sieg, unter denen kaum einer war, den er nicht mit Namen kannte, und bei dem sich nicht in all den Feldzügen ein mehr oder minder persönliches Verhältnis zu dem Feldherrn gebildet hätte; als gute Genossen, mit denen er zutraulich und mit der ihm eigenen heiteren Elastizität schwatzte und verkehrte, als Schutzbefohlenen, deren Dienste zu vergelten, deren Unbill und Tod zu rächen, ihm heilige Pflicht war. Noch mehr als durch die überlegene Tapferkeit fühlten die Gegner sich gedemütigt durch die unwandelbare und rührende Treue, mit der Cäsars Soldaten an ihrem Feldherrn hingen.

Für die geradezu dämonische Einwirkung, die er auf die Gemüter der Soldaten übte, ist seine Bemeisterung eines Aufstandes alter Legionäre, die durch eine lange Ruhe in Unteritalien in ihrer Disziplin völlig zerrüttet waren, kennzeichnend. Als der Befehl kam, sich zu einem dritten voraussichtlich strapaziösen Feldzug nach Sizilien einzuschiffen, rissen die allzulange gelockerten und allzuplötzlich wieder angezogenen Zügel. Die Legionen weigerten sich zu gehorchen, bevor die versprochenen Geschenke ihnen gezahlt seien, und wiesen die von Cäsar gesandten Offiziere mit Hohnreden, ja mit Steinwürfen zurück. Ein Versuch, den beginnenden Aufstand durch Steigerung der versprochenen Summen zu dämpfen, hatte nicht bloß keinen Erfolg, sondern die Soldaten brachen massenweise auf, um die Erfüllung der Versprechungen in der Hauptstadt von dem Feldherrn zu erpressen. Einzelne Offiziere, die die meuterischen Rotten zurückhalten versuchten, wurden erschlagen. Es war eine furchtbare Gefahr. Cäsar ließ die wenigen in der Stadt befindlichen Soldaten die Tore besetzen, um die mit Recht gefürchtete Plünderung wenigstens für den ersten Anlauf abzuwehren, und erschien plötzlich unter dem tobenden Haufen mit der Frage, was sie begehrten. Man rief: „Den Abschied“. Augenblicklich ward er, wie erbeten, erteilt. Wegen der Geschenke, fügte Cäsar hinzu, welche er für den Triumph seinen Soldaten zugesagt habe, sowie wegen der Aecker, die er ihnen nicht versprochen, aber bestimmt gehabt, möchten sie an dem Tage, wo er mit den andern Soldaten triumphieren werde, sich bei ihm melden; an dem Triumphe selbst könnten sie freilich als vorher entlassen natürlich nicht teilnehmen. Auf diese Wendung waren die Massen nicht gefaßt; überzeugt, daß Cäsar ihrer für den afrikanischen Feldzug nicht entraten könne, hatten sie den Abschied nur gefordert, um, wenn er ihnen verweigert werde, daran ihre Bedingungen zu knüpfen. Halb irre geworden in dem Glauben an ihre eigene Unentbehrlichkeit; zu unbehülflich, um wieder einzulenken und die verfahrenere Unterhandlung

in das rechte Geleise zurückzubringen; als Menschen beschämt durch die Treue, mit der der Imperator auch seinen treuvergessenen Soldaten Wort hielt, und durch seine Hochherzigkeit, welche eben jetzt weit mehr gewährte, als er je zugesagt hatte; als Soldaten tief ergriffen, da der Feldherr ihnen in Aussicht stellte, den Triumph ihrer Kameraden als Bürgerleute zu schauen zu müssen und da er sie nicht mehr Kameraden hieß, sondern Bürger und mit dieser aus seinem Munde so fremdartig klingenden Anrede gleichsam mit einem Schlage ihre ganze, stolze Soldatenvergangenheit zerstörte; zu alledem unter dem Zauber des unwiderstehlich gewaltigen Menschen — standen die Soldaten eine Weile stumm und zauderten, bis von allen Seiten der Ruf erscholl, daß der Feldherr sie wieder in Gnaden annehmen und es ihnen wieder gestatten möge, Cäsars Soldaten zu heißen. Cäsar gestattete es, nachdem er hinreichend sich hatte bitten lassen; den Rädelsführern bei dieser Meuterei wurde an ihren Triumphatgeschenken ein Drittel gekürzt. Ein größeres psychologisches Meisterstück kennt die Geschichte nicht und keines, das vollständiger gelungen wäre.

Versetzen wir uns nun mit einem großen Sprung in die Epoche der Glaubenskriege, so müssen wir die disziplinierende Wirkung der religiösen Idee des Führers in den Heeren *Gustav Adolfs* und *Cromwells* hervorheben. Auch *Wallenstein* hielt in rein militärischen Dingen strenge Zucht, daneben ließ er den Truppen alles nach. Nicht zum wenigsten aus diesem Grunde liefen die Söldner dem finsternen, dämonischen Manne zu.

Friedrich der Große bevorzugte das adelige Offizierskorps und zeigte für die Mannschaften eine gewisse Mißachtung. Er hegte die Auffassung, man könne den Troupiers nur einen gewissen Korpsgeist beibringen, d. h. eine höhere Meinung von seinem Regiment als vor allen Truppen des Weltalls, und behauptete, der Soldat müsse seine Offiziere mehr fürchten als alle Gefahren. Tatsächlich war es nicht einmal vorzugsweise diese Furcht, die ihm seine Mannschaften zusammenhielt, sondern vor allem das heldenmütige Beispiel, das die Offiziere bei jeder Gelegenheit gaben, und die Sorgfalt für ihre Leute. Mit bloßer Strenge ist kein Heer durch sieben Kriegsjahre zusammenzuhalten! Die Veteranen des Heeres hingen mit schwärmerischer Liebe an ihrem Vater Fritz, der sie so oft den feindlichen Feuerschlünden entgegen führte, so manche Nacht mit ihnen am Lagerfeuer gewacht und sie so oft angefeuert und nach Niederlagen aufgerichtet hatte. Der freigeistige König war in den Augen des gemeinen Mannes ein Gottesstreiter, der oft mit Chorälen auf dem Schlachtfelde begrüßt wurde. Der französische Militärbevollmächtigte im österreichischen Hauptquartier faßte das Ergebnis der Schlacht bei Liegnitz 1760 in die Worte zusammen: „Man hat gut reden, daß der König von Preußen schon halb zugrunde gerichtet ist, daß seine Truppen nicht mehr dieselben sind, daß er keine Generäle hat; alles das kann wahr sein; aber sein Geist, der alles belebt, bleibt immer derselbe, und unglücklicherweise bleibt der Geist bei uns auch immer derselbe.“

Napoleon zeigte sich selbst als Kaiser gelegentlich noch als Korporal, und die von ihm zu Herzögen und Fürsten beförderten Generäle, selbst wenn sie königlichen Besitz ihr eigen nannten, setzten sich ein wie in den ersten Zeiten der Revolution, und weder Geld noch Gut noch hohe Titel hatten ihr heißes Soldatenblut abzukühlen vermocht. Die Garde bewahrte ihm ihre Anhänglichkeit auch im größten Unglück. Seine dämonische Gewalt, — seine berausenden Phrasen haben nicht nur die Franzosen, sondern auch überwundene Fürsten gefesselt, — beruhte vor allem auf seinem psychologischen Verständnis für die Empfindungen der Menschen. Adelstitel, Ehrenkreuze und Pensionen weckten den Ehrgeiz, bildeten aber nur den äußern Ausdruck der Würdigung, die der Kaiser der Tapferkeit und Ruhmsucht seiner Soldaten zollte. Auch dem Gemeinen blieb die höchste Ehrenstelle erreichbar; es herrschte republikanischer Geist trotz aller Verehrung des Imperators. Das Gleichheitsgefühl den Offizieren gegenüber hatte einen ungünstigen Einfluß auf die Disziplin. Es wurde unverhohlene Kritik geübt an den Maßnahmen des *petit caporal*. Er sah seinen Generälen und Offizieren viel nach in Bezug auf Plünderung, wenn sie es nicht gar zu toll trieben; betrieb er doch selber den Raub in größtem Stil. So herrschte auch in der Intendantur starke Korruption, worunter die Verpflegung und Bekleidung der Truppen litt. *Napoleon* verwandte große Sorgfalt auf den Sanitätsdienst, der aber wegen mangelhafter Ausbildung des Personals nicht voll genügte. Nach der Schlacht bei Preussisch-Eylau, in der die Franzosen nahezu 30,000 Mann verloren, bestand er auf baldiger Zurückschaffung aller französischer Verwundeten und stellte dafür die Wagen seines Hauptquartiers und eines Teils der Stäbe und Truppen zur Verfügung.

Die jugendliche Elastizität seiner höhern Führer ist es nicht zum wenigsten, die seine Armeen zu so gewaltigen Leistungen befähigt hat, sein unerbittlicher Wille und die Zaubergewalt des Siegesbewußtseins. Im Gegensatz dazu war z. B. das preußische Offizierskorps jener Zeit in seinen höhern Stufen stark überaltert, zwei Drittel sämtlicher Generäle waren über 65 Jahre alt; noch schlimmer verhielt es sich mit den mittleren Dienstgraden, mehr als die Hälfte der Bat.-Kommandanten war über 55 Jahre alt. So fehlte auf dieser Seite die körperliche und geistige Elastizität und die frische Entschlußkraft.

Sie werden mit zugeben, daß eine Zusammenstellung der seelischen Eigenschaften aller dieser weltbekannten Heerführer auffällige Uebereinstimmungen ergibt und daß sich daraus das Bild des idealen Feldherrn und Führers ohne große Schwierigkeit abstrahieren läßt; es ist, kurz gesagt, das Bild des guten, jugendlichen Vaters, das unnachahmliche Vorbild in der Bewältigung aller körperlichen und geistigen Strapazen, dem der heranwachsende Knabe nacheifert, des Vaters, der für seine Bedürfnisse sorgt, der ihn bis zu einem gewissen Grad zum Vertrauten seiner Pläne macht, der ihm seinen Anteil verspricht und verschafft an dem, was er gewinnt im Kampf des Lebens, der am rechten

Ort ein Auge zuzudrücken versteht gegenüber dem Uebermut und der Lebenslust des Jungen, der aber auch strikten Gehorsam verlangt und Anspannung aller Kräfte, wenn es ernst gilt. Wie der Knabe in einem gewissen frühen Alter seinem Erzeuger übermenschliche Kräfte zumutet und ihn mit der allmächtigen Gottheit in fester Verbindung glaubt, so behält der wahre Heerführer in den Augen seiner Truppen eine dämonische Gewalt, und die mit ihm verknüpften religiösen Ideen bilden eine der sichersten Grundlagen der Disziplin. Mit diesem Glauben an die Gottähnlichkeit des Vaters und des Heerführers steht auch die suggestive Gewalt von jenem auf sein Kind, von diesem auf sein Heer in engem Zusammenhang.

Friedrich Wieser in seinem oben erwähnten Buche: „Das Gesetz der Macht“ unterscheidet zwei Führertypen: den mit allgemeiner Führerbegabung, beweglich, anpassungsfähig und den einseitig begabten Virtuosen.

Das Heer gehört zu den sog. stabilen Massengebilden und ist durch diese Eigenschaften einer gewissen Bildung fähig, es können ihm gewisse individuelle Eigenschaften verschafft werden. Auch dabei kommt dem Führer wiederum die Rolle des Vaters zu, der sein Kind erzieht. Und wie der heranwachsende Knabe seinem Vater mit der Zeit über den Kopf wächst und dann versucht, ihm den Gehorsam zu kündigen, so daß es zu gelegentlicher Rebellion kommt, wobei die Erziehungskunst des Vaters ihre Feuerprobe zu bestehen hat, so bildet die Bewältigung einer Meuterei den Prüfstein des geborenen Heerführers. Wir haben deshalb eine ausführliche Darstellung einer Meuterei der römischen Legionäre unter Cäsar geboten, um zu zeigen, wie dessen überlegene Meisterung die nämlichen Hilfsmittel anwendet, die ein kraftvoller Vater seinen Söhnen gegenüber braucht, welche ihm den Gehorsam versagen wollen: er zeigt ihnen voller Ruhe, was er ihnen als Anteil am künftigen Erwerb zugedacht, er gewährt ihnen die geforderte Freiheit; aber er versagt ihnen den bisherigen Ehrentitel als Kameraden und beschämt sie damit so, daß sie reuig unter seine väterliche Gewalt zurückkehren.

Es liegt auf der Hand, daß die Beziehungen, die in der geschilderten Weise zwischen dem obersten Führer und dem gesamten Heere bestehen, in verkleinertem Maßstabe auch zwischen den Unterführern und den von ihnen befehligten Heeresteilen vorhanden sind, bis hinunter zum Zug, der vom Leutnant, und bis zur Gruppe, die vom Korporal geführt wird, daß bis in diese kleinsten Heerespartikel hinab die Massenseele sich auswirkt, und der Offizier und Unteroffizier als väterliches Vorbild seine Autorität sich wahren kann und muß.

Die modernen Heere, die im *Weltkrieg* miteinander gerungen haben, bildeten gewaltige Maschinen, in denen der einzelne bis weit hinauf keinen Einblick mehr hatte in den Gang der Ereignisse und sich daher nur als völlig willenloses Partikelchen fühlen konnte. Darunter litt naturgemäß das patriarchalische Verhältnis, das in frühern Kriegen

zwischen Truppe und Führern herrschte; es kam ein starker Fatalismus auf, eine ganz kindische Mentalität, die ihr Interesse hauptsächlich auf Nahrung, Unterkunft und Urlaub konzentrierte, in der Beurteilung der Umwelt dem Grundsatz „Nil admirari“, d. h. nichts zu bewundern, huldigte und einen geschärften Blick für die Schwächen der Vorgesetzten bekundete. Dadurch wurde die strenge Rechtlichkeit des Offizierskorps ein Faktor von größter Wichtigkeit; der Führer mußte ein stärkeres Interesse für das Wohlbefinden des Soldaten, für die Kleinigkeiten seiner alltäglichen Bedürfnisse zeigen, sich eine intime Kenntnis seiner Lebensverhältnisse verschaffen, um dadurch die Kameradschaft zu gewinnen und zu verstärken.

Als General Pétain im Juni 1917 den Oberbefehl über die französische Armee übernahm, regelte er in einem Erlaß in klarer, einfacher, für den letzten Soldaten verständlichen Form Urlaub, Erholung und Ernährungsverhältnisse und beseitigte damit prompt die hohe Unzufriedenheit, die bei den Truppen deswegen geherrscht hatte.

Die Franzosen zeigten überhaupt mehr Verständnis für Massenpsychologie. An der Kriegsschule wurden darüber Vorlesungen gehalten, auch in der militärischen Fachliteratur und bei der ganzen Armee psychologische Fragen einläßlich behandelt.

Der Erfolg in der Schlacht an der Marne, die einen Wendepunkt für den ganzen Weltkrieg darstellt, beruhte denn auch, wie das besonders Birchers Forschungen klargelegt haben, vor allem auf der bessern psychologischen Befähigung der Führer auf französischer Seite, welche doch über vielfach ungenügend ausgebildete Truppen zweiter Ordnung befehligten, während der deutschen obersten Heeresleitung Charakterfestigkeit, Biagsamkeit des Entschlusses, unerschütterlicher Wille zum Sieg trotz der vorausgegangenen Erfolge im entscheidenden Augenblick nicht zu Gebote standen. Die zweite Armee wurde unsicher, zaghaft geführt, es wurde in schädlicher, entschlußlähmender Weise in die Kommandobefugnisse der Nebenarmeen eingegriffen. *Bircher* wirft im Zusammenhang mit dieser Darlegung, wie wichtig besonders die seelische Verfassung der Heeresführer für den Erfolg der strategischen Operationen zu werten ist, die Frage auf, ob nicht jeder militärische Führer von einer ärztlichen Autorität konstant überwacht und auf seinen Gesundheitszustand geprüft werden sollte, ob man regelmäßig wohl eine Blutdruckkurve von ihm aufnehmen, wohl hie und da ihn psychoanalytisch angehen sollte!

Für die Psychologie der Heere während der Stellungskriege sind Vischers Buch und Beobachtungen über die Stacheldrahtkrankheit aufschlußreich, denn diese Krankheit war nicht nur hinter den Stacheldrähten der Gefangenenlager, sondern auch hinter den spanischen Reitern und Drahtverhauen der Schützengräben vorhanden. Der Basler Chirurg sammelte seine Beobachtungen anläßlich von Besuchen von Gefangenenlagern in der Türkei, in England und in Interniertenstationen der Schweiz in den Jahren 1916 bis 18. Er konstatierte an

allen diesen Orten eine einheitliche, charakteristische Mentalität. Das Verhalten des einzelnen Individuums erschien abgeschliffen, überall zeigten sich ähnliche Gefühlsäußerungen. Die Bedingungen, unter denen diese Leute lebten, waren so gleichartig und von so bestimmter Form, fast wie in einem psychologischen Experiment. Einmal litten alle unter der Unsicherheit und Unbeständigkeit der Existenz, von deren Dauer sie sich keine bestimmte Vorstellung machen konnten, unter der Erschwerung und Unregelmäßigkeit der Korrespondenz, also des Rapports mit ihren Angehörigen. Dann bildete das immerwährende Massendasein, der Zwang des beständigen Beisammenseins ohne jede Möglichkeit, sich in die Einsamkeit auch nur vorübergehend zurückzuziehen, innert kurzer Zeit schon eine große Qual. Schließlich wurden sie durch den immerwährenden Zwang und die Hemmung ihres Tuns, durch die Zwecklosigkeit der gesamten Betätigungen, durch die erzwungene Muße, in vielen Gefangenenlagern auch noch durch ungenügende Nahrung und brutale Behandlung gepeinigt.

Die seelischen Resultate dieser drei Faktoren waren überall dieselben: Reizbarkeit, Unverträglichkeit, Mißtrauen, innere Unruhe, Unfähigkeit zur Konzentration der Gedanken, künstliche Einschränkung des Horizontes, Kleinlichkeit, verstärkter Egoismus, gesteigerte Suggestibilität, so daß die unsinnigsten Gerüchte geglaubt wurden, Spielwut und andere Leidenschaften, die wie ansteckende Krankheiten das ganze Lager ergriffen und einander beständig ablösten.

Diese Beobachtungen liefern auch den Schlüssel zum Verständnis des Seelenlebens im Schützengraben, im Stellungskrieg überhaupt, wo die Daseinsbedingungen ja ganz ähnliche waren in bezug auf Unsicherheit der Existenz, Zwang des beständigen Zusammenseins und Hemmung der Betätigung. Allerdings bestand hier wenigstens zeitweise die Gelegenheit zum Kampf und fiel somit das Gefühl völliger Zwecklosigkeit weg; andererseits aber waren die Unterkunfts- und Verpflegungsverhältnisse noch mißlicher und grauenhafter als in den Gefangenenlagern.

Ich möchte Sie in diesem Zusammenhang an die Ausführungen Hauptm. Heigls aus dem Grabenkrieg an der österreichisch-italienischen Front erinnern, die uns ein anschauliches Bild von der dort herrschenden Mentalität, der allgemeinen Wurstigkeit und recht zweifelhaften Disziplin, der gereizten Stimmung und schlechten Einstellung hauptsächlich gegenüber höhern Stäben bei ihren gelegentlichen Inspektionen an der Front ergaben.

Eine noch stärkere Zermürbung des Seelenlebens zeigte sich in den spätern Kriegsjahren, besonders bei der Etappe, in Spitälern und Rekonvaleszentenstationen, wo sich massenhaft Drückeberger vom Frontdienst zusammenfanden, die sich unter allen möglichen Vorwänden, recht häufig durch Flucht in nervöse Erkrankung, aus der Gefahrzone ins sichere Hinterland zurückzuziehen verstanden hatten und da mit ihrer Mutlosigkeit auch kriegswillige Leute, die sich von wirklichen

Verwundungen und Erkrankungen erholen mußten, infizierten. Die ärztlichen Beobachtungen von solchen sog. Kriegsneurotikern hat der medizinischen Wissenschaft Material geliefert zum Beweis dafür, daß große Gruppen nervöser Erkrankungen bei Unfallspatienten und Versicherungsnehmern ihre Wurzel haben in mehr oder minder bewußten Begehrungsvorstellungen sei es nach Sicherheit, sei es nach materiellem Gewinn, sei es nach einem Leben ohne Arbeit und Leistung.

Man hat auf verschiedene Art diese seelischen Erkrankungen des Gesundheitswillens mit ihren gefährlichen Folgen für die Kampfbereitschaft und die Disziplin der Truppen zu bekämpfen und ihnen vorzubeugen gesucht. Wohl mit zu den erfolgreichsten Mitteln dafür gehörte das britische System, das sich auf die Freude des Engländers am Sport aufbaute und darauf ausging, durch Training, Wettkämpfe, Fußball und andere Sportspiele möglichst alle Rekonvaleszenten von hypochondrischen Grübeleien und nervösen Verstimmungen abzuhalten, die körperlichen und geistigen Kräfte zu üben und zu stärken und so die Leute auf die angenehmste Art wieder kampftüchtig und -freudig zu machen. Wenn seit dem Kriegsende der Sport auf der ganzen Erde zu so hohem Ansehen gelangt ist, so verdankt er das nicht zum wenigsten dem Erfolg dieses britischen Systems bei der Gesunderhaltung der Truppe in physischer und psychischer Beziehung hinter der Front.

Die an Zahl gewaltigen Mannschaften der englischen Flotte, die fast während des ganzen Krieges nur in Bereitschaft gehalten wurden, ist sicher nur durch diesen Sportbetrieb von Meutereien und psychischen Infektionen von der Art der Stacheldrahtkrankheit verschont geblieben.

Unsere schweizerische Armee befand sich während der vierjährigen Grenzbesetzung in einer ähnlichen Lage wie die englische Flotte. Sie erinnern sich wohl alle, und durch die Diskussion über den Gebirgskrieg ist es uns kürzlich wieder vor Augen geführt worden, daß man auch bei unsern Truppen in ähnlicher Weise durch zweckmäßige Beschäftigung und Ablenkung für die Erhaltung der körperlichen und geistigen Gesundheit und Spannkraft zu sorgen versuchte, und daß es auch bei uns die Hauptaufgabe eines tüchtigen Truppenführers bildete, seine Mannschaft durch abwechslungsreiche Aufgaben, richtigen Wechsel von sinnvoller Tätigkeit und kurzweiliger Erholung nicht nur bei guter Laune, sondern gleichzeitig in diszipliniertes Ordnung und flottem Korpsgeist zu erhalten.

Ich selber habe als Arzt bei einer Art.-Abt. während der Mobilisationsdienste reichlich Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie groß hier der Einfluß speziell des Batteriekommandanten auf den Geist und die Haltung der ihm untergebenen Truppe war, und wie sehr sein Vorbild sich bis in die letzten Aeußerungen und Aeußerlichkeiten seiner Soldaten auswirkte.

Das hat auch mich in der Ueberzeugung bestärkt, der so vielfach von berufenerer Seite Ausdruck gegeben worden ist, daß dieser Geist der Truppe ausschlaggebend ist für ihre Tüchtigkeit und ihren Erfolg,

ebenso sehr als der Stand der Bewaffnung und Ausrüstung. Auch Theorie und Wissenschaft kommen in der Kriegsführung und Taktik als entscheidende Faktoren erst in zweiter Linie in Betracht. Es gibt da eben keine Normalfälle und kein Schema.

Das soll uns natürlich nicht hindern, aus den Kriegserfahrungen theoretische Lehren zu ziehen. Wie aber nach jedem Kriege die Bewaffnung, die Ausbildung, die Taktik auf Grund der Erfahrungen sorgfältig geprüft und neu angepaßt werden müssen, so sollen auch die psychologischen Erfahrungen voll ausgewertet und berücksichtigt und deswegen nicht etwa vernachlässigt und vergessen werden, wozu man leicht geneigt ist, weil sie nicht gemessen, gezählt und gewogen werden können, weil es sich also um sog. Imponderabilien handelt.

Lassen sie mich mit den Sätzen schließen, die General Wille in seiner letzten Publikation, also gewissermaßen seinem militärischen Testament niedergeschrieben hat und welche ebenfalls diese Hochbewertung der seelischen Faktoren im Heer Ausdruck verleihen: Sie lauten: „Der nach meiner Ueberzeugung alleine entscheidende Faktor ist das durch Erziehung bis zur höchsten Potenz gesteigerte Manneswesen beim höchsten Führer bis hinunter zum letzten Trommler. Die andern Faktoren: bessere Bewaffnung, vollkommenerer Ausrüstung mit technischen Hilfsmitteln, größere Zahl, geschicktere Formationen und Manövriekunst können die Unvollkommenheit des Manneswesens nie ersetzen und werden erst dann ihre Bedeutung bekommen, wenn vollendetes Manneswesen sich ihrer bedient, und der einzige sichere Einfluß, den sie auf Krieg und Kampf haben, ist, daß durch jede neue Vervollkommnung das Manneswesen weiter erhöhte Bedeutung bekommt.“

Wenn wir uns aber fragen, was wohl unter diesem Manneswesen zu verstehen sei, so müssen wir, unsere Darlegungen zusammenfassend, es dahin definieren, daß es auf Seite der Truppe im Willen und der Fähigkeit zu freudigem Gehorsam, auf Seite der Führer aber in der Kraft und der Weisheit verständnisvollen Befehlens besteht.

Literatur: Freiherr von Freytag-Loringhoven: „Die Psyche der Heere“. (F. S. Mittler & Sohn, Berlin, 1923). — Freud: „Massenpsychologie und Ichanalyse.“ (Int. psa. Verl. 1921). — Gustav le Bon: „Psychologie der Massen.“ Deutsch von Dr. Rud. Eisler. (Klinkhardt, Leipzig, 1908.) — A. L. Vischer: „Ueber Kriegspsychologie.“ (Allg. Sch.Mil.Zeit., 1921, S. 118.) — E. Bircher: „Beiträge zur Erforschung der Schlacht an der Marne.“ (Allg.Schw.Mil.Zeit., Ref. 1922, S. 319.) — Kurt Hesse: „Der Feldherr Psychologos.“ (Ref. Allg.Schw.Mil.Zeit., 1922, S. 447.) — Wille: „Kriegslehren.“ (Allg.Schw.Mil.Zeit., 1924, S. 193.) — F. Wieser: „Das Gesetz der Macht.“ — E. Bleuler: „Affektivität, Suggestibilität und Paranoia“. (S. 95.) — E. Bircher: „Die Krisis in der Marneschlacht.“ (S. 278.) — J. Burckhardt: „Griechische Kulturgeschichte.“ (I S. 239.)
